

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 48 (1944-1945)
Heft: 10

Artikel: Carablanca : Stimmungsbild aus Chile
Autor: Jens, Ina
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667369>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

wo zwei Schienen aufeinanderstoßen, müssen exakt einreguliert sein, damit der lästige Schienenschlag so weich als nur möglich wird. Aus dem gleichen Grunde werden die Schienen durch Zusammenschweißen bis auf 36 Zentimeter verlängert. Je weniger Schienenstöße, um so weniger Schläge, um so angenehmeres und sicheres Reisen. Liegt die Schwelle einmal, dann wird sie erst noch mit Schotter so lange unterlegt, „Geleisestopfen“ oder „Grampen“ nennt man diese Arbeit, bis das Gleis genau so liegt, wie es der Bauplan vorschreibt: beide Schienen auf gleicher Höhe auf den geraden Strecken, die äußere Schiene mehr oder weniger überhöht in den Kur-

ven, damit der Zug nicht durch die Schwingkraft aus der Spur geschleudert werden kann. Besondere Fixpunkte auf der Strecke dienen immer wieder als Grundlage für die Nachmessungen und Korrekturen, die von Zeit zu Zeit vorgenommen werden müssen. Ein besonderer Dienstzweig befaßt sich mit dem Strecken-Unterhalt. Er hat eine doppelt wichtige Aufgabe zu erfüllen, seitdem die Material-Schwierigkeiten zu sorgfältigster Ausnützung des Vorhandenen zwingen. Er hegt und pflegt auch Ihre beiden Schwellen, die einen notwendigen Beitrag für die große Betriebssicherheit der Schweizerischen Bundesbahnen bilden.

CARABLANCA

Stimmungsbild aus Chile

Von Ina Jens

Weit hinten in den Bergen stand einsam und allein ein kleines Haus. Darin wohnten der alte Felipe, seine Frau und ein erwachsener Sohn, der Luis. Außer dieser notdürftigen Behausung besaßen sie noch ein wenig Wiesen- und Ackerland, einen Kohlenmeiler, zehn Esel und ein Maultier.

Ringsum waren die Hügel und Hänge reich an Sträuchern, die gesuchtes Brennholz und gute Kohlen lieferten. Darum hatten sie fleißig und ließen auch den Meiler ordentlich rauchen.

Die zerschnittenen Holzstücke schnürten sie in Bündel, und mit der Kohle füllten sie Säcke. Sobald sie davon genügend beisammen hatten, wurden die Tiere zusammengetrieben und beladen. Dann ging es ins Tal hinunter, wo sie die Vorräte verkauften.

Eine solche Reise dauerte oft einen ganzen Tag lang und war recht beschwerlich, denn sie mußten wegen eines Flusses einen weiten und mühsamen Umweg bis zu einer Brücke machen. Jenseits der Brücke führte der Weg an einer kleinen Schenke vorbei, welche dem Pedro Neira gehörte, bei dem sie immer einkehrten.

In dem Jahr, als sich diese kleine Geschichte zutrug, hatten sich, um den Weg in die Stadt abzukürzen, ein paar Männer aus der Wildnis zusammengetan und genau dort, wo die Schenke stand, eine Hängebrücke über den Fluß gebaut.

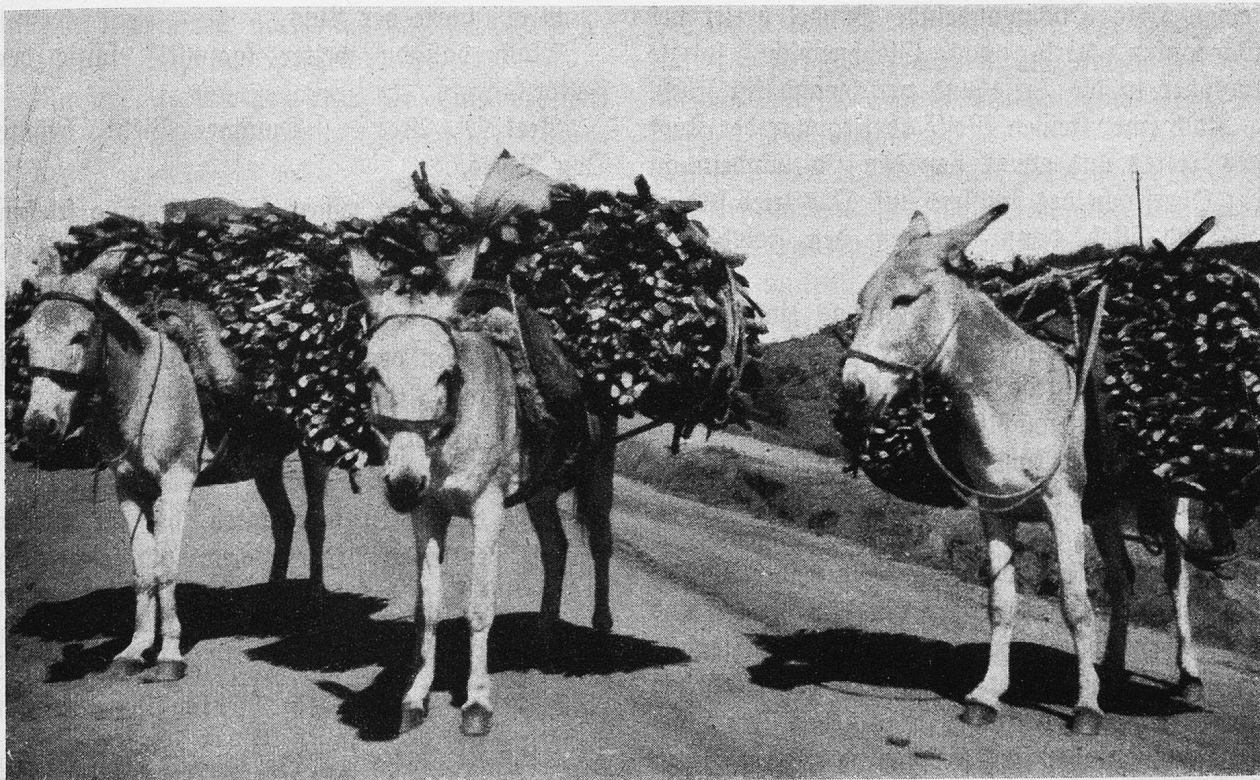
Sie führte von der Ebene in ziemlicher Steigung auf den jenseitigen Felsen, war schmal und wohl an die sechzig Meter lang. Bambusstäbe, Schlingpflanzen, Draht und Stricke waren mit Geschicklichkeit fest und unzerreißbar verbunden, und das Beschreiten dieser Brücke bot keine Gefahr. Unter der Brücke rauschte der breite, tiefe Fluß. Weiter abwärts bekam er Gefälle, und große Felsblöcke hemmten seinen freien Lauf.

Es war im Mai kurz vor Eintritt der Regenzeit. Beim Felipe in den Bergen wurden die Eselchen beladen. Still und regungslos standen sie auf dem kleinen Platz vor dem Haus. Von ihrem Körper war nicht viel mehr zu sehen als der Kopf, die vier Beine und der Schwanz. Alles übrige verschwand unter den Holzbündeln und Kohlenfäcken.

Ein wenig abseits von ihnen stand das Maultier. Es unterschied sich von den Eseln nicht nur durch die gewöhnlichen Merkmale seiner Art, sondern auch weil es seltsamerweise ein ganz helles Gesicht hatte. Wegen dieser Eigentümlichkeit nannten sie es „Carablanca“ (Weißgesicht).

Die Carablanca zeichnete sich aber noch durch etwas viel Interessanteres aus, nämlich sie war die Mutter eines niedlichen, dunkelbraunen Maultierchens.

Ob sie nun wie eine solche ihr Junges liebte,



Typisches Straßenbild in Chile

hätte kein Mensch sagen können, aber nach dem, was man so zwischen ihr und ihrem Jungen beobachten konnte, durfte man doch auf irgendetwas wie Liebe schließen.

Wenn die Alte ihr Junges zwischen den Eseln sah, blieb sie immer erst eine Weile unbeweglich stehen, als ob sie über etwas nachdächte. Dann ging sie plötzlich ganz zielbewußt dorthin, wo das Kleine stand, und ließ es nicht mehr allein.

Am Abend suchten die zwei zusammen einen der breitästigen Bäume am Rande der Weide auf. Dort standen sie lange unbeweglich, das Kleine quer vor der Alten und diese hin und wieder ein Ohr bewegend.

Wenn die Nacht kam, legten sie sich unter den Baum. Manchmal standen sie auch ganz still im Mondenschein nebeneinander. Am Morgen tröteten sie auf die nahe Anhöhe. Dort blinzelten sie verschlafen ins schimmernde Land und ließen sich erst lange von der Sonne durchwärmen, bevor sie anfangen zu grasen.

An diesem Morgen aber hatte der Felipe das Kleine in die Umzäunung gesagt und diese abgeschlossen. Vielleicht war es darum, daß die

Carablanca so einsam und traurig am Zaune stand.

Als die Sonne aufging, setzte sich der Zug langsam in Bewegung, zuerst der Felipe, dann die Tiere und hinten der Luis. Nach Stunden gelangten sie an die Brücke. Vorsichtig trieben sie erst eines der Eselchen hinüber. Das Tier setzte die Füße tastend gegen die Querstäbe des Bodens, schwankte ein wenig, kam aber doch glücklich unten an. Die andern machten es ihm nach. Als letzte kam die Carablanca.

Sie trug zwei mächtige Holzbündel, an jeder Seite eines. Der Luis gab ihr einen Klaps auf die Last und munterte sie durch Zuruf auf, vorwärts zu gehen. Die Carablanca wollte nicht, aber so unter der Last vergraben, konnte sie sich nicht richtig widersetzen.

Schließlich betrat sie den unsichern Boden, rutschte, stand still, suchte Stützpunkte für ihre Hufe, und dann ging sie langsam, langsam auf dem schwankenden Stege abwärts. Die Männer beobachteten sie von den beiden Brückenden her. Da ... genau in der Mitte geschah das Unglück. Die kleinen Beine zitterten und fanden

keinen Halt. Das wandelnde Bündel geriet ins Schwanken, verlor das Gleichgewicht, stürzte kopfüber in die Tiefe und verschwand im Fluß.

Nach einer kleinen Weile aber tauchte der Kopf des Tieres und etwas von den Holzbündeln an der Oberfläche des Wassers auf. Das trieb stromab und blieb dann zwischen den Felsblöcken stecken.

In der Schenke hatte man das Unglück gesehen, und ein paar Männer kamen eilig herbei. Ein Boot wurde frei gemacht, und mit Stangen und einem mächtigen Tau fuhren drei von ihnen bis in die Nähe der Felsen. Zuerst versuchten sie, die Carablanca mit den Rudern zu heben, aber da fiel sie auf die Seite und verschwand für Augenblicke ganz. Da sprang einer ins Wasser, zog ihr von unten das Tau um den Körper, und mit Heben und Ziehen und Stoßen brachten sie sie endlich ans Ufer. Sobald sie festen Boden unter sich fühlte, versuchte sie zu gehen. Am Land angekommen aber sank sie plötzlich wie tot hin.

Die Männer nahmen ihr die Bündel vom Rücken, aber auch als sie ihrer Last ledig war, rührte sie sich nicht. Einer hob sie auf und stellte sie auf die Füße. Sie verharrte wie ein lebloser Gegenstand. Sie konnten schreien und stoßen, locken und streicheln, es nützte nichts.

Da ließen sie sie stehen. Der Felipe verteilte die Holzbündel auf zwei Esel und zog mit seinem Sohne und den Tieren ohne die Carablanca in die Stadt.

Spät am Nachmittag kehrten sie zurück, jagten die Esel auf die Weide und gingen in die Schenke, wo sie so lange verweilten, bis die Dämmerung sank. Dann wurden die Esel mitsamt der Carablanca gegen die Brücke getrieben. An Gefahr dachte niemand mehr, denn die Tiere kannten ja nun den Weg und trugen keine Last.

Sie setzten sich denn auch ganz munter in Bewegung, stiegen auf der schwankenden Brücke hinauf, alle zehn hintereinander, aber dann geschah plötzlich das Unerwartete ... Die Carablanoa sah die Brücke ... und wurde steif wie ein Stock.

Was dachte man denn von ihr? Sie sollte diesen Weg noch einmal machen? Und vielleicht wieder kopfüber ins Wasser stürzen? Nein! Das war denn doch zu viel verlangt!

„Are!“ schrie der Luis.

„Nach, daß du weiter kommst!“ schrie der Felipe.

„Are! ... Are! ... Dummes Vieh!“ brüllte Don Pedro.

Die Carablanca rührte sich nicht. Sie stießen sie von hinten. Da hob sie die Beine in die Höhe und stand beinahe auf dem Kopf. Sie zogen sie von vorn. Da stemmte sie sich so mit den Vorderfüßen gegen den Boden, daß sie plötzlich auf der Erde saß.

Was tun? Man konnte sie doch nicht hinauftragen!

„Laßt das Vieh hier unten, bis ihr wieder kommt!“ entschied Pedro Neira, und so geschah es. Der Felipe, der Luis und die zehn Eselchen zogen den Bergen zu, während die Carablanca unten an der Brücke stand ... und stand, bis die Nacht herniedersank. Kein Mensch kümmerte sich mehr um sie.

In der Schenke löschte man die Lichter. Es wurde dunkel und still. Groß und unheimlich ragten die Berge jenseits der Brücke auf, und gewaltig rauschte der Fluß.

In dieser lautlosen Stille kam das verlassene Tier wieder zu sich. Langsam wandte es sich und ging hinüber auf die Wiese. In der Mitte derselben blieb es stehen, hob den Kopf und ließ ein Ohr hängen.

Und da ... mit einemmal stieg über den Kronen der Bäume etwas Silberleuchtendes am Nachthimmel auf. Es war die helle Scheibe des Mondes. Fahler Glanz breitete sich über das dunkle Land und auch über die Wiese, auf der die Carablanca stand.

Nacht ... Mondenschein ... schweigender Wald ringsum ... und alles wie in tiefem Schlafe ... So war es jeden Abend ... auch dort oben, wo die Carablanca zu Hause war ... Ja, und dort war noch etwa anderes ... etwas, da in solchen Nächten immer ganz dicht neben ihr stand ...

Ob die Carablanca daran dachte? Niemand hätte es zu sagen vermocht ... Aber auf einmal machte sie sich auf, eilte über den Weg bis zur Brücke und über sie weg, munter, rasch, als ob sie etwas vergessen hätte, ohne auch nur einmal

stille zu stehen, und oben ging sie eilig und sicher auf steilem Pfad den Bergen zu.

Am andern Morgen trat der Luis vor das Haus, sah über die Weide und machte große Augen.

„Vater!“ rief er. „Komm doch eben heraus! ... Sieh, dort auf dem Hügel! Ist das nicht die Carablanca, die gestern abend nicht über die Brücke wollte?“

„Ja, ja, das ist sie,“ bestätigte der Felipe. Er kniff ein wenig die Augen ein und nickte verständnisvoll. „Die ist in der Nacht wegen ihres Jungen heraufgekommen.“

Und so war es. Oben auf der Anhöhe standen unbeweglich und still die Carablanca und quer vor ihr das Kleine. Beide blinzelten zufrieden auf das taufrische Gras und ließen sich von der Sonne bescheinen und durchwärmen.

Rückschau

Und manchmal auf der Weltfahrt tollem Hasten
liest schnell Erinnerung wie in alten Briefen:
begrabne Hoffnung, Wünsche, die nur schliefen,
verwirren uns, gleich Flaggsignal an Masten.

Einst war es so: Akkord auf allen Tasten!
Es waren Lieder, die zum Sturmschritt riefen,
In hellen Tag mit seinen dunklen Tiefen.
Nun lockt ein Rückruf zu besinnlich Rasten.

Doch wie die Frucht aus ihren Blütentagen
im Schicksal der Bestimmung Form gewinnt,
zwingt dich das Werden. Ferne Töne tragen

Glückauf dir zu, wenn neu der Kampf beginnt.
Fest an die Zügel! Staub fliehet um den Wagen!
Acht nicht der Träne, die dir niederrinnt!

J. Jersab

Besuch im Zirkus

Von Ernst Eschmann

Ich habe ein faibles für den Zirkus. Schon seit Jahren, von meiner frühen Jugend an. Erinnerungen an die ersten Vorführungen dieser Art mögen mitspielen, an die Kirchweihen mit ihren „Buden“ und Attraktionen. Da war meistens auch ein Zirkus dabei, ein Löwe oder ein Tiger oder eine Schar behender Affen, die über Stangen und Leisten kletterten und der Frau an der Kasse die lustigste Gesellschaft leisteten. Oder dann paradierte zur Schau der sich drängenden Menge eine in Samt und Seide gekleidete „Riesendame“ vor dem Eingang und wickelte um Hals und Nacken eine mächtige Schlange, die ihr blitzschnelles Zünglein zeigte und von der die seltsamsten und gruseligsten Behauptungen im Volke umgingen, wie: sie habe ihr Gift drinnen in einem dunklen Verstecke abgelegt und könne es

jederzeit hervorholen, zur Warnung und zum Schrecken aller, die ihr irgend etwas zuleide taten.

Eine besondere Zugkraft auf uns Kinder übte die vom athletischen Besitzer der „größten Raubtierschau“ laut hinaus posaunte Ankündigung aus, seine Tiere seien dressiert und vermöchten die größten, noch nie gesehenen Kunststücke zu vollführen. Ich brannte darauf, alles zu sehen, und wenn gelegentlich auch eine kleine Enttäuschung Platz griff, da der Löwe meinen Erwartungen nicht entsprochen hatte und seine Leistungen keineswegs „epochemachend“ gewesen waren, das Fremdartige und Geheimnisvolle dieser Königs der Wüste hatte mir doch Eindruck gemacht, und das nächste Mal, ein Jahr darauf, hatte ich wieder keine Ruhe, bis ich der Menagerie einen Besuch gemacht hatte, die ihren „Tier-